

Blätter für Literatur und bildende Kunst,

herausgegeben von Th. Hell.

19. Mittwoch, am 7. März 1838.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Der Hofmann. Novelle von Herrmann Freiherrn von Friesen. Bunzlau, Appun. 1838. 8. 21 S.

Zu einer gewissen Zeit unsrer deutschen Literatur würde dieser Titel gewiß geheißen haben: der Hofmann wie er seyn sollte; jetzt ist so etwas zopfartig, folglich lächerlich geworden. Aber in der That stellt uns der Verfasser in dem Oberstkämmerer Grafen Walterstedt einen solchen Mann dar und wir möchten nur fast sagen, daß dann der allgemeine Titel nicht ganz auf ihn passe, da dieser treffliche, edle, bis zur Aufopferung seinem Fürsten treue Mann, wohl ein Mann am Hofe war, aber schwerlich mit jener allgemeinen Bezeichnung gestempelt werden konnte. Wer möchte aber je daran zweifeln, daß es auch an einem Hofe Männer geben könne, und gewiß weniger selten als man immer annimmt gebe, die alle jene vortrefflichen Eigenschaften vereinen, man würde sie aber dann schwerlich unter der allgemeinen Benennung Hofmann begreifen. Doch dem sey wie ihm wolle, der geistvolle Verfasser, der hier zum erstenmale aus seiner Pseudonymität tritt, hat uns in dieser Novelle eine Anzahl sehr interessanter Charaktere aufgestellt, welche sämmtlich in der Sphäre des Hofes sich bewegen, und je seltner es der Fall ist, daß ein Dichter dieß thut, dessen persönliche Verhältnisse ihn mit dem Leben am Hofe völlig vertraut machen, um so schätzbarer ist diese Erscheinung. Schildern uns doch manche Schriftsteller von ihrer Dachkammer oder der Spelunke aus, Höfe, die einem wahren Hofe so ähnlich sehen, wie ihre Lustschlösser den wirklichen Schlössern, und lassen ihre Gespräche unter Fürsten und Umgebungen sich so gestalten, als wie etwa der Markt sie darbietet.

Aber indem wir hier mit dem Verfasser unter Menschen weilen, welche in alle ihre Beziehungen ein gewisses Maaß eintreten lassen, wo keine Leidenschaft die Grenze der Besittung überspringt, und selbst die Folge der Begebenheiten den ruhigen Schritt hält, wie er aus Ueberlegung und Besonnenheit hervorzugehen pflegt, läßt er uns doch auch nicht an Geist und Herz darben, oder in der allzuglatten Fläche erkalten, sondern es sind bei alledem lebenswarme Gemüther, lebendig aufgeregte

Charaktere, tief und innig fühlende Herzen, die uns hier entgegentreten, und wir werden trotz dieser scheinbaren Zurückhaltung doch bald so vertraut mit ihnen, daß wir den wärmsten Antheil an ihnen nehmen. Dazu kommt noch daß der Verfasser es sehr wohl verstanden hat, das Interesse fortschreitend zu steigern, und besonders die Katastrophe des Ganzen mit einer tiefen Innigkeit, mit dem Aufthaun jeder eifigen Rinde der Convenienz, mit der erquickendsten Ueberraschung eintreten zu lassen, wodurch der Eindruck, den diese anziehende Novelle hinterläßt, ein eben so wohlthuender als bleibender wird.

Th. Hell.

Der letzte Wendensfürst. Novelle aus den Zeiten der Gründung Berlins von F. Th. Erwin. 2 Theile. Berlin, bei Duncker. 1837.

Der Verfasser hat sich, wie schon der Titel zeigt, einen sehr spröden Stoff gewählt, und darum möchte vielleicht seine sonst fleißige Arbeit, da, wo sie nicht das Localinteresse anziehend macht, nicht die Anerkennung finden, welche sie verdient. Die rohen Sitten der Zeit Albrechts des Bären, so wie der Kultus Prodo's, Triglaf's, Swantewit's und Rabegast's, geben so wenig romantische Ausbeute als der Boden auf den der Autor den Schauplatz seiner Dichtung verlegt hat. Für die angenehme Unterhaltung Suchenden, bietet die, übrigens keineswegs werthlose Arbeit des Autors nicht genug Interessantes, und für die Klasse der Zeittendenzler vollends gar nichts. Letztere zu befriedigen wäre allerdings dem Verfasser beim besten Willen unmöglich gewesen, denn in die Zeit Albrechts des Bären läßt sich weder Zerrissenheit, noch Frauenemancipation, noch Welterschmerz hineinbringen. Wäre es dem Autor dennoch gelungen, so würden Jene freilich, den Rabegast, den Triglaf, selbst den Sand von Moabit, mit in den Kauf genommen, und ihn gelobt haben, aber — so muß er nun schon auf die Societätstrompete Verzicht leisten.

Uebrigens ist der Roman, wie bereits gesagt, dennoch kein schlechter, und verdient mithin empfohlen zu werden.

E. v. Wachsman n.

Pfarrer Moriz. Aus dem Französischen von Fanny Tarnow. 2 Theile. Leipzig, Kollmann. 1837.

Der große Conflict zwischen Pflicht und Leidenschaft ist eins der weitesten und fruchtbarsten Felder für den Roman. Die jetzige Zeit hat sich im Anbau desselben mit den empörendsten Monstrositäten gefallen. Wie in allen Moden, behaupten die Franzosen auch hierin den Vortritt vor den übrigen Völkern Europa's. Die blutigen Wechsel und Schrecken ihrer Revolution, (welche während des Kaiserreichs und der Restauration nur geschlummert zu haben schien, um — vorzüglich nach den drei Julitagen — von Neuem drohend hervorzutreten,) hatten die Phantasie der Mehrheit der französischen Nation für das Gewöhnliche in dem Gange und den Schicksalen des menschlichen Lebens abgestumpft. Daher denn das Bestreben mancher ihrer begabteren Autoren, durch Aufhäufen physischer und moralischer Gräuelpunkte die Romantik mit einer pikanteren Würze zu versehen; grade wie zur Zeit Königs Franz I. von Frankreich die frühere, naturgemäßere, einfache Kost durch vielfach gewürzte Speisen und die leichteren Weine durch starke verdrängt wurden. Wie damals, so ging auch jetzt das Beispiel für Deutschland nicht verloren. Doch blieben, was die erwähnte neuere literarische Barbarei anlangt, unsere besseren Schriftsteller in der schauerlichen, zum Theil mit großer Kunst unternommenen Aufstellung roher Thatfachen und abschreckender Mactheiten, hinter den ausländischen Vorbildern merklich zurück. Sie erlaubten sich auch nur selten eine so weite Entfernung von dem Pfade der Sittlichkeit überhaupt, als mehrere schriftstellerische Notabilitäten Frankreichs, deren Werke ganz klar den trostlosen Satz aussprechen, daß die Schicksale den Menschen von einem bösen Princip zugewogen würden und daher das Glück dem Laster anheimfalle, während die Tugend nur dem Unglücke gewidmet sey.

Daß der vorliegende, ebenfalls den Kampf zwischen Leidenschaft und Pflicht behandelnde Roman in keine dieser Klassen gehöre, das verbürgt wohl schon der Name der geachteten Schriftstellerin, welche ihn in die deutsche Sprache übertrug. Gleichwohl haften an den darin vorkommenden Hauptpersonen nicht bloß bedeutende Mängel, sondern sogar Vergehungen, welche vor jedem Sittengerichte mit dem Brandmal des Verbrechens bezeichnet werden. Wohl möglich daher, daß die bloße Nennung dieser Thaten dem aus Frankreich stammenden Buche den Zutritt in manches gesittete Haus erschweren könnte. Das aber würde nur zu bedauern seyn. Denn ohne Zweifel kann der „Pfarrer Moriz“ zu den ausgezeichnetsten

Romanen der letzten Michaelmesse gerechnet werden. Mehr noch beinahe als dieser Pfarrer selbst, ist die fromme, edle, schöne Alice, Gemahlin des tief unter ihr an Bildung und sittlicher Würde stehenden, reichen Banquiers Delbar, die Hauptfigur im Buche. Ihr ganzes, gefühlvolles, darbenendes Herz, klammert sich an das geliebte, einzige Kind. Sein Verlust würde dieses Herz im Innersten zertrümmert haben und er hätte sie betroffen, wäre der Knabe nicht durch Herrn von Lairac aus dem Wasser gerettet worden. Lairac, ein schöner, feingebildeter, auf dem Comptoir ihres Gemahls arbeitender, junger Mann, erscheint ihr durch diese Rettung als ihr guter Genius. Der Contrast zwischen ihm und dem Gemahl spricht völlig zu Lairacs Vortheil. Der Retter ihres Kindes benutzte diese Umstände zur Verführung der bis dahin ganz makel- und tadellosen Frau. Späterhin steigt vor Alicens geistigem Auge die Ahnung von Lairacs Vergessen seiner Liebeschwüre immer marternder auf. Ihre Trostlosigkeit übersteigt alle Grenzen. Alicens kranke, die eigentliche Ursache derselben nicht kennende Tante, verweist die Leidende auf den kräftigen Trost des Pfarrers Moriz, ihres Beichtigers. Die Nichte, vor dessen Eintreten in's Zimmer auf das Bekanntwerden mit einem Priester gefaßt, in dem sie sich einen Greis gedacht, wird ungemein überrascht, als der Geistliche in der Gestalt eines jungen Mannes von hohem Wuchse vor ihr erscheint.

Durch Lairac's nicht mehr zu bezweifelnde Treulosigkeit in die tiefste Verzweiflung gerathen, hat Alice endlich den festen Vorsatz zu sterben gefaßt. Der freiwillige Tod, sagt sie sich, sey kein unwürdiger Schritt. Sie erfülle vielmehr ihre Pflicht gegen den Sohn, wenn sie ihn von einer Mutter befreie, vor der er vielleicht einst werde erröthen müssen. Am Ufer des Flusses wirft sie eines Abends Mantel und Hut ab und steigt auf einen Stein, um sich in die Fluten zu stürzen, als eine kräftige Hand sich mit unwiderstehlicher Gewalt ihres Armes bemächtigt. Es ist ein hochgewachsener Unbekannter, in dessen, ihr das finstre Vorhaben mit kräftigem Worte verweisender Stimme, sie bald darauf den Pfarrer Moriz erkennt. Seine Mahnung führt sie zurück zu ihrer todtkranken Tante. Nicht lange nachher fühlt sich ihr schwerbeladenes Herz in den Beichtstuhl zu dem Pfarrer Moriz gedrängt. Nach vollendeter Beichte verlangt sie von ihm die Auserlegung einer Buße, möge solche auch die härteste seyn und bittet wiederholt bedend um seinen Ausspruch. Aber das Schweigen dauert fort. Schon erschallt der Ruf, daß die Kirchthüren geschlossen werden sollten. Da richtet sie sich empor und fragt furchtsam:

„Finden Sie mich denn so strafbar, mein Vater, daß Sie mich keiner Strafe werth halten? Wollen Sie mich ohne Absolution entlassen?“

Da blickt sie nach der andern Seite des Beichtstuhls: er ist leer. Ein so seltsames Räthsel erschütterte die den Grundsätzen und Ansichten der katholischen Kirche eifrigste Ergebene auf das Tiefste. Seine Lösung findet sich einige Tage nachher in einer schriftlichen Selbstanklage des Pfarrers. Er achtet sich für unwürdig, ihre Beichte angehört zu haben, ihr Buße aufzuerlegen und sie loszusprechen, da er hundertmal strafbarer gewesen sey als sie. Das größte Interesse gewährt seine von ihm selbst niedergeschriebene Lebensgeschichte, welche zugleich die Nachricht enthält, daß er zur Abbüßung seiner schweren Schuld sich dem Priesterstande gewidmet.

Micen bieten schon die Ereignisse selbst Gelegenheit zu ähnlicher und zwar ungleich schwierigerer Buße. Ihr durch Ausschweifungen aller Art allmählig aus der Bahn des Anstands und aus dem Lande hinausgedrängter Gatte, erhielt an ihr die treueste Stütze, ohngeachtet ihr das Band an diesen tiefgesunkenen Menschen nur Abscheu erregen kann. Die Erniedrigungen, welche sie feinet- und ihres Kindes wegen, mit Märtyrergeduld erträgt, die Aufopferungen zu denen sie sich entschließt, erregen die innigste Theilnahme. Zuletzt, als sie nichts weiter vor sich hat, als das Grab, lächelt ihr doch noch die Hoffnung, daß durch ihre Vermittlung und ihre Ermahnungen, Delbar wieder einem anständigen Geschäftskreise zugeführt werden soll. Und für ihren Sohn, welchen besseren Beschützer hätte sie für den wohl finden können, als den Pfarrer Moriz, den Mann, an dessen erhabenem Charakter und aller Schuld entblößter Reigung zu ihr, Micens, mit gleichen Gefühlen ihm zugethanes Herz sich fortdauernd geläutert hatte? Auch des Pfarrers Schilderung ist dem Autor meisterhaft gelungen. Ueberhaupt empfehlen sich die in dem Vorgrund des ganzen, seelenvollen Gemäldes gestellten Charaktere fast insgesamt durch scharfe Umrisse, unter anderen zieht auch besonders die hinreißende Güte des Bruders unseres Pfarrers an. Die mit aller Naturwahrheit wiedergegebenen, leisesten Bewegungen der Seele ergreifen uns mit der unwiderstehlichsten Kraft. Zugleich ist allenthalben darauf hingedeutet, daß auch das geringste Heraustrreten aus dem Kreise der Pflicht bei edeln Gemüthern nie anders, als von sehr unseligen Folgen seyn kann, so daß das Werk von Seiten der Moral, als ein Muster aufgeführt werden kann. Sein Vortrag thut bei großem Leben eine seltene Gewandtheit und Eigenthümlichkeit des Ausdrucks dar. Mit einem Worte, die Bearbeiterin hat

dadurch die deutsche Literatur um ein wahrhaft treffliches Buch bereichert. Ihrer Arbeit ist Anmuth und Wohlklang nachzurühmen. Sie scheint auch (insoweit sich solches ohne Vergleichung mit dem Originalwerke beurtheilen läßt,) dem Sinne des letzteren, bis auf einige Unbedeutendheiten, völlig zu entsprechen. Mehrere Sprachunrichtigkeiten fallen vermuthlich der Druckerei zur Last, die es an Fehlern mindestens — nicht fehlen ließ. So steht unter anderm im 2ten Theile S. 23 Zukunft, wo es Zuflucht und S. 263 Palais, wo es höchst wahrscheinlich Patois heißen sollte. Uebrigens hat es diese Druckerei mit Fehlern noch keinesweges so arg gemacht, wie es neuerlich von mancher andern, leider, geschieht, welche der Unwissenheit, dem Unverstande und der Nachlässigkeit selbst, das wichtige Geschäft der Correctur zu übertragen scheinen.

F. Schulz.

Abendländische Tausend und eine Nacht; oder die schönsten Märchen und Sagen aller europäischen Völker. Zum ersten Male gesammelt und neu bearbeitet von J. P. Eysler. Mit 36 Bildern nach Originalzeichnungen des Herausgebers. 1stes Bändchen. 1ste und 2te Abtheilung. Meissen, bei Goedsche. 12. 1838.

Mit vieler Neugier nahmen wir die beiden kleinen Büchlehen in die Hand. Wir erinnerten uns eines Kampfes den der Verfasser bei Gelegenheit seiner Rubezahlmährchen mit einem besonders bissigen literarischen Streithahn, auf dessen Namen wir uns nicht mehr besinnen können, zu bestehen hatte. Schon damals wunderten wir uns, daß Eysler, der ein so entschiedenes Talent für phantastische Zeichnungen hat, desselben für Märchen und sagenhafte Schilderungen gänzlich entbehren sollte, und jetzt sind wir völlig überzeugt, daß ihm damals Unrecht geschehen. Es ist ungemein schwer, sinnvolle Märchen, wie solche im Munde des Volkes leben, ohne in einen künstlich gemachten, alterthümlichen Ton zu fallen, oder — was noch schlimmer — ohne sie zu modernisiren, auf die treuherzige Weise, die ihnen zusteht wiederzugeben. Musäus allein hat uns dafür ein — freilich fast unerreichbares — Beispiel hinterlassen; man muß daher die unendlich schwere Aufgabe mit Rücksicht in ihren Ergebnissen beurtheilen. Schon den Weizen von der Spreu zu sondern, möchte für den Autor nicht leicht seyn; die letztere ist oft in Massen vorhanden, aber um jenen herauszufinden gehört ein geübtes Auge und eine geschickte Hand. Es gewährt uns Vergnügen das Zeugniß ablegen zu können, daß der Autor beides nicht

entbehrt. Sinnvoll und verständig hat er dreiundzwanzig interessante Sagen, von russischer, italienischer, böhmischer und — zum größern Theile — deutscher Abkunft, durch eine anziehende Original-Novelle eingeleitet und verbunden, und wir müssen zugestehen, daß er keine einzige aufgenommen hat, die nicht von poetischer Bedeutung wäre. Wir haben zwar wenige darunter gefunden, die uns nicht schon bei Grimm, Schreiber und anderweitig vorgekommen wären, aber die Auswahl und Zusammenstellung, so wie der Ton in welchem sie mitgetheilt werden, sind sehr verdienstlich. Gänzlich unbekannt waren uns bis jetzt „die Meineidige“, die „sieben Todsünden“ und „die drei Gürtel“. — Die Bemerkungen am Schlusse der zweiten Abtheilung bezeugen, wie angelegentlich der Verfasser sich die von ihm gewählte Aufgabe gemacht, und mit wie viel Sorgfalt er gute Quellen aufgesucht. Wir können ihm dazu nur Glück wünschen, und halten uns überzeugt, daß die beiden Büchlein die gute Aufnahme finden werden die sie verdienen.

C. v. Wachsman n.

Der Seher von Venedig. Ein psychologisches Nachtgemälde menschlicher Verirrungen in dem Labyrinth des Aberglaubens und der Mystik. Zur Warnung und Belehrung der Menschheit, nach den Skizzen einer italienischen Geschichte des 17ten Jahrhunderts von W. M. Nebel. Mannheim, Köppler. 1837. 378 S.

Ein Buch voller Unklarheit und Verwirrung. Tiefe, originelle Gedanken neben einem Wüste von Bildern und einer geschraubten viel zu sehr ausgeschmückten Sprache. Phantasie ohne die Zügel, durch welche sie allein reizend und interessant gemacht wird. Der Herr Verfasser, wenn er seine Kräfte angemessener zu verwenden verstände, könnte gewiß weit Besseres leisten, als ein Buch dessen Inhalt trotz der erwähnten Vorzüge, viel mehr noch ermüdet, als der wunderliche, lange Titel. Eine einfachere Anlage, Ruhe bei Behandlung des Themas, mehr Wahrscheinlichkeit in den Zusammenhang der Begebenheiten gebracht und Blut und Leben in die Menschen, die wir vor uns auftreten sehen! Herrn Nebels Gebilde sind papierne Schöpfungen, keine lebenden, athmenden Wesen, die man lieb gewinnt, denen man Theilnahme schenkt; Alles ist an ihnen todt. Deshalb irren

sie wie Schatten an unserm Auge vorüber, unser Gemüth berühren sie nicht. Auch ist der Stoff verfehlt, das Sujet veraltet. Vortrefflich ist die Vorrede geschrieben. So lange der Verfasser philosophirt, liest man ihn mit Vergnügen und Aufmerksamkeit. Dann paßt seine prägnante Sprache; seine Art zu erzählen hingegen mißbehagt.

Der letzte Stern Marienburgs, oder der edle Bürgermeister. Historisch-dramatisches Gemälde, in fünf Akten von Ferd. von Rekowski. Danzig, 1837. In Commission bei Gerhard. 199 S.

Hätte Herr von Rekowski Zeit und Mühe auf eine historische Abhandlung verwendet, anstatt daß er sich abmüht ein Drama zu schreiben, so wäre ihm vielleicht eine recht gute Biographie des Bürgermeister Blume gelungen, oder er hätte eine specielle Geschichte Marienburgs vom Jahr 1454—60 geliefert, die sich durch Genauigkeit und Sorgfalt der Bearbeitung ausgezeichnet hätte. Allein eine Tragödie — dazu gehört mehr als Fleiß, mehr als Quellenstudium. Was der Verfasser geliefert hat, ist langweilig und lächerlich zugleich und je mehr die Anstrengung des Autors hervorleuchtet, je verfehlter das Ganze sich darstellt, desto mehr ist es zu beklagen, daß Herr von Rekowski seine Aufgabe und seine Kraft so sehr verkannte. Beleg sey folgende Probe. (S. 105)

Wigand, (sich abwendend im Tone eines namenlosen Entzückens:)

O Gela meiner Seele Seele! Du
Bist also mein?

(Plötzlich in dumpfem Tone:)

Doch ich — verzichte!

Gela, (die Hände zu Binnenberg erhebend mit brechender Stimme:)

Herr

Seyd groß und stark

Binnenberg, (nach einem, allem Anscheine nach (??) furchtbaren Kampfe mit sich selbst:)

Trompetenruf erschalle!

Der Kampf beginne! Polens Herrschaft falle!

Der Siegesruf ertöde meinen Schmerz!

Blume, (erst tief erschüttert, drückt Binnbergs Hand an sein Herz mit strahlendem Auge:)

O soich ein Mann ic.

Die Ausstattung ist ordinair, der Druck fehlerhaft.

R. Peller.

D r u c k f e h l e r .

In Nr. 11 Seite 61 dieser Blätter 7. Zeile v. o., st. Lieutenant an der, l. Lieutenant von der ic. und auf derselben Seite 11. Zeile v. o., st. die reinste Probe, l. die reinste Perle.